Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 180 (2012)

Heft: 25

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

25/2012 • 21. JUNI • 180. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

LITURGIE IM GESPRÄCH: WORT DES LEBENDIGEN GOTTES

445 WORTGOTTES-FEIERN
447 LESEJAHR
448 VATIKANUM II
451 KIPA-WOCHE
459 AMTLICHER TEIL

Seit frühester Zeit gehören die gottesdienstliche Versammlung und die Eucharistiefeier am Sonntag als dem Gedenktag der Auferstehung Christi zum Ur-Feiertag der Christen. Für die christliche Gemeinde als Abbild der Kirche ist der Sonntag mit der Feier der Eucharistie konstitutiv.

Sonntag ohne Eucharistie?

Was ist zu tun, wenn aufgrund des Priestermangels eine Gemeinde am Sonntag keine Eucharistie feiern kann? Gibt es Alternativen? Und welche sind es? Schon die «Synode 72» sah voraus, dass die pastorale Situation in der Schweiz eines Tages priesterlose Gemeinden kennen würde. Was damals noch wie ein Zukunfts-Szenario klang, ist heute in etlichen Diözesen Wirklichkeit. Seit mehreren Jahrzehnten schon sind die Wortgottesfeiern am Sonntag üblich geworden, um der Gemeinde eine gottesdienstliche Versammlung zu ermöglichen. Das entsprechende liturgische Buch «Die Wortgottesfeier» (1997) hat sich inzwischen so gut verkauft, dass eine Neuauflage notwendig wird. Zeit, um die Feiergestalt nochmals zu überarbeiten und die bisherigen Erfahrungen einfliessen zu lassen. Aus diesem Grund hat das Liturgische Institut der deutschsprachigen Schweiz in Freiburg gemeinsam mit dem Institut für Liturgiewissenschaft der Universität Freiburg im Februar dieses Jahres pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu den Studientagen «Liturgie im Gespräch – Wort des lebendigen Gottes in Wortgottesfeiern und anderen Gottesdiensten» eingeladen. Hier konnte der Austausch darüber stattfinden, welche Modelle der Wortgottesfeier in der pastoralen Praxis zukunftsfähig sind.

Neuauflage des liturgischen Buches zur Wortgottesfeier

Um den Überlegungen der liturgischen Praxis einen soliden theologischen Hintergrund zu geben, haben mehrere Referenten bei der Veranstaltung Impulse geboten, die zur Diskussion einluden. Daneben gab es praktische Beispiele. In einigen Punkten war man sich einig: Eine Eucharistiefeier kann nicht einfach durch die Wortgottesfeier «ersetzt» werden, selbst wenn in dieser eine Kommunionspendung stattfindet. Ebenso war klar, dass die bisherige Form der Wortgottesfeier einer Revision bedarf. Eine Wortgottesfeier ist nicht einfach eine «abgespeckte» Eucharistiefeier ohne Eucharistisches Hochgebet, sondern sie hat einen Eigenwert und ist Feier des Wortes Gottes. Anhand von vier verschiedenen Modellen haben die Teilnehmer leibhaftig erfahren dürfen, wie die Wortgottesfeier aussehen kann und wie diese durch Kompo-

WORTGOTTES-FEIERN

sition verschiedener, auch neuartiger Elemente eine eigenständige Feiergestalt erhält.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Bedeutung der Heiligen Schrift für das Leben der Kirche, für die Feier der Liturgie und das geistliche Leben der Gläubigen neu ins Bewusstsein gerückt. Jedoch, so die ernüchternde Feststellung während der Tagung, bleibt die Bibel vielen Katholiken immer noch fremd, obwohl seit der Liturgiereform der «Tisch des Wortes» reich gedeckt ist und vieles an Bildungsarbeit, etwa durch die biblischen Arbeitsstellen, stattfindet. Dass dem Wort Gottes eine «wandelnde Kraft» innewohnt und die Heilige Schrift «geistliche Nahrung des Christen» ist, wurde betont. Neben die Ermunterung zur persönlichen Lektüre der Bibel, die ins tägliche Leben des Christen gehört, rückte daher die Forderung, das Wort Gottes richtiggehend liturgisch zu feiern.

Auf dem Weg zu einer neuen Feiergestalt

Eröffnung, Gestaltwerdung des Wortes durch eine Begrüssung und die Verkündigung, Antwort auf das gehörte Wort durch einen Lobpreis und/oder eine Zeichenhandlung und der Abschluss – so könnte der Ablauf der revidierten Wortgottesfeier aussehen.

Ein feierlicher Einzug des Lektionars oder Evangeliars mit Kerzen begleitet, die zentrale Positionierung der Heiligen Schrift im Gottesdienstraum, die Verkündigung des Wortes mit einem Impuls, der feierliche Lobpreis auf das Wort Gottes … liturgische Inszenierung lässt die Liturgie zur Feier werden. Nicht alle Teilnehmer waren sich sicher, ob eine Verehrung des liturgischen Buches als Ort der Christus-Repräsentanz als Zeichenhandlung angemessen ist. Oder ist es einfach nur gewöhnungsbedürftig? Denn schliesslich wird das Evangeliar in der Liturgie schon seit langer Zeit besonders hervorgehoben, und auch dem Judentum ist die Verehrung der Tora-Rolle nicht fremd. Vorsicht und Achtsamkeit sind dennoch bei der Einführung neuer ritueller Elemente geboten. Nicht jede Gemeinde ist dazu bereit, sich auf eine neue Feierform umzustellen. Es muss Vertrautheit geschaffen werden, worauf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Liturgischen Instituts immer wieder hinwiesen. Die Frage lautet, wie es gelingen kann, die Wiederholbarkeit der Feier zu gewährleisten: Welche Rituale schaffen Vertrautheit?

Die exzellente musikalische Unterstützung durch eine Kantorin und einen Organisten gab den Wortgottesfeiern bei der Tagung einen eigenen, festlichen Akzent. Sicher ist zu berücksichtigen, dass nicht jede Gemeinde diese liturgischen Dienste zur Verfügung hat, weshalb es eine schlichtere Form der Feier geben muss. Eine wichtige Frage stellt sich im Zusammenhang mit der Auswahl der Lesungen: Soll sich die Wortgottesfeier an Sonntagen an die Leseordnung für die Eucharistiefeier halten, oder kann man eine Auswahl treffen? Hingewiesen wurde auf die Möglichkeit, die Wortgottesfeier je nach Situation im Kirchenjahr zu variieren: eine Wortgottesfeier mit Luzernar eignet sich für den Weihnachtsfestkreis, das Taufgedächtnis für das Fest «Taufe des Herrn» und den Osterfestkreis, Buss- und Versöhnungselemente wären in der österlichen Busszeit und in der Adventszeit angebracht, und Benediktionen könnten zu verschiedenen Anlässen im Kirchenjahr stattfinden.

Und muss nicht auch ein Unterschied bestehen zwischen der sonntäglichen und werktäglichen Wortgottesfeier? Bietet sich nicht gerade für den Sonntag die Chance, die Feier mit einem Taufgedächtnis zu verbinden, das heute eher selten in den Gemeinden stattfindet? Wichtig erschien es vielen Teilnehmenden, die Wortlastigkeit der bisherigen Feier durch sinnliche Aspekte (Zeichenhandlungen wie Segnungen oder Buchverehrung) auszugleichen und die bisherige Verwechslungsgefahr mit der Eucharistiefeier abzufangen. Soll die Kommunionspendung während der Wortgottesfeier eher die Ausnahme bleiben? Jedenfalls ist es wichtig, eine eigenständige Grundform für die Wortgottesfeier zu finden und den Bezug zum Kirchenjahr herzustellen.

Die Bedeutung der liturgischen Dienste

Authentizität ist in der Liturgie ebenso wichtig wie in der Pastoral allgemein. Die Verkündigung des Wortes durch den Vorsteher/die Vorsteherin oder den Lektor/die Lektorin muss authentisch sein und bedarf der Einübung. In verschiedenen Ateliers wurde während der Tagung erprobt, wie sich Körperhaltung und Aussprache zueinander verhalten und worauf es beim Verlesen in der Liturgie ankommt, damit die Teilnehmenden wirklich zuhören können und das Wort Gottes ankommen kann. Die Veranstaltung «Liturgie im Gespräch» hat in diesem Jahr erneut eine erfreuliche Resonanz erfahren. Dass in den Prozess der Neuerarbeitung eines liturgischen Buches Leute aus der pastoralen Praxis einbezogen werden, ist eine grosse Chance, um Erfahrungen und Eindrücke in die Erarbeitung einzubeziehen. Es bleibt zu wünschen, dass die Wortgottesfeier zu einer Feiergestalt findet, die es den Menschen ermöglicht, sich auf das Abenteuer der Begegnung mit dem Wort Gottes immer wieder einzulassen, denn das Wort Gottes bewirkt, was es will, und erreicht all das, wozu Gott es aussendet (Jes 55,11).

Thomas Fries

Thomas Fries ist Diplom-Assistent am Institut für Liturgiewissenschaft der Universität Freiburg.

FAMILIENKRACH

14. Sonntag im Jahreskreis: Mk 6,1–6

«Nirgends gilt ein Prophet so wenig wie in seiner Vaterstadt» (Mk 6,4) gehört heute zu den geflügelten Worten. Sie werden vor allem dann zitiert, wenn ein Mensch da, wo er am besten bekannt ist, mit seinen Ansichten auf Ablehnung stösst und keinen Erfolg hat. Irgendwie können diese Worte die Ablehnung erklären, ohne dass genau gesagt werden könnte, weshalb das so ist. Liegt es etwa daran, dass bei Personen, die einem schon lange bekannt sind und mit denen man vielleicht gar aufgewachsen ist, am ehesten Vorurteile aufkommen: «Ist ja klar, wenn du seinen Vater, seine Mutter, seine Geschwister oder die Verwandtschaft kennst!» Oder liegt es daran, dass man sich von den Eigenen nicht gerne den Spiegel vorhalten lässt? Oder … Umgekehrt bieten die Worte so etwas wie einen Trost: Auswärts hat die Person Erfolg. Desaströs ist es nur zu Hause, bei den Eigenen, nicht aber «in der Fremde».

Stark vereinfachend und holzschnittartig liesse sich Mk 6,1–6 zusammenfassen: Jesus kommt in seine Vaterstadt. Hier geht er am Schabbat in die Synagoge und lehrt. Alle sind beeindruckt und fragen: Woher hat er diese Weisheit, woher die Kraft, durch seine Hände zu heilen? Dieser Jesus ist doch nur der Sohn der Maria, wir kennen seine Brüder und Schwestern. Sie lehnen ihn ab. Deshalb kann Jesus keine Wunder tun, ausser einige Kranke durch Handauflegung heilen. Und das ist so, weil ein Prophet in seiner Vaterstadt nichts gilt. Guter Stoff für eine Predigt!

Mit Markus im Gespräch

Aber so einfach ist es nicht, da der Text auf sehr unterschiedliche Arten gelesen werden kann. Seine Aussage ist eine andere, wenn sich die Lektüre leiten lässt von der unausgesprochenen Voraussetzung, dass die Frage des «Woher hat er diese Weisheit?» eine Frage nach der Messianität Jesu ist. Dafür kann einiges im Text selbst sprechen: Es sind die Machttaten, die Jesus wirkt. Er lehrt die Tora, was eine genuine Aufgabe des Messias ist. Aber gegen seine Messianität spricht die Bekanntheit seiner Herkunft, da die messianische Gestalt nach einer bestimmten jüdischen Auffassung bis zum Ende verborgen bleibt. Jesus ist der Sohn der Maria und hat namentlich bekannte Brüder und nicht beim Namen genannte Schwestern. Soll hier also der «Beweis» geliefert werden, dass Jesus, der in seiner Vaterstadt als Messias nicht erkannt wurde, eben doch der Messias ist, auch wenn man um seine Herkunft weiss? Das ist möglich.

Es ist aber auch möglich, den Text anders zu lesen. Vers 4 lautet: «Und Jesus sagt zu ihnen: Nirgends gilt ein Prophet so wenig wie in seiner Vaterstadt und bei seinen Verwandten und in seiner Familie.» Hier ist nicht die Bekanntheit der Abstammung Jesu ein Hindernis, sondern umgekehrt, die Familie ist das Hindernis für Jesu Wirken. Gerade jene, die ihm aufgrund seiner Herkunft besonders nahestehen, verhindern sein Wirken, das im Übrigen gar nicht so erfolglos ist: «Viele, die ihm zuhörten, waren überwältigt» – und das müssen nicht die Jünger gewesen sein. Von diesen heisst es, dass sie Jesus folgen (6,1), aber ausgerechnet einige dieser Jünger werden namentlich als Brüder Jesu genannt, gehören also zu der Familie, in der der Prophet nach den Worten Jesu nichts gilt. Die Frage ist, weshalb die vielen Menschen, die überwältigt (das griechische Wort *ekplessomai* kann auch staunen, erschrecken, ausser sich geraten, entsetzen bedeuten) waren von der Lehre Jesu und die nach der Herkunft seiner Weisheit fragen und über seine Wunder staunen, weshalb diese an Jesus Anstoss nehmen, nachdem seine Herkunftsverhältnisse bekannt gemacht wurden? Ein möglicher Hinweis zur Beantwortung der Frage könnte vielleicht gerade in der ersten Reaktion der Vielen auf die Lehre Jesu liegen: Sie fragen: «Woher hat ‹dieser da› das? *(pothen touto tauta)*» und «Was ist das für eine Weisheit, die ‹dem da› gegeben ist?» (Mk 6,2). «Dieser da» kann abschätzig gelesen werden, etwa in dem Sinne: «Dieser ‹der da›, was hat er schon für eine Ahnung …» Diese Lesart trifft wohl kaum zu, weil die Fragenden gleich weiterfahren «und solche Machttaten, die durch seine Hände geschehen». Vom erzählerischen Rahmen her wird damit Bezug genommen auf die früheren Machttaten Jesu, bei denen Jesus seine Hände gebraucht, vor allem aber auf die unmittelbar unserer Perikope vorausgehende Erzählung von der Auferweckung der Tochter des Jairus (und Jesus nimmt die Hand des Kindes, Mk 5,41). Zwar lösen diese Machttaten verschiedene Reaktionen aus. Der Grundtenor ist, dass sie beim Volk Anklang finden. Deshalb hat das betonte «dieser da» positive Bedeutung. Implizit ist damit auch die Frage beantwortet, dass «der da» die Weisheit von Gott hat. Wenn aber die Weisheit von Gott ist, dann ist der Hinweis auf seine Familie anders zu lesen: Die biologische Verwandtschaft ist nicht Grund für die Weisheit Jesu. Und umgekehrt: Wenn die Familie der Ansicht ist, dass sie aufgrund ihrer «natürlichen Nähe» zu Jesus für sich eine besondere Autorität beanspruchen kann, irrt sie sich. Wer Jesus so in Besitz nimmt, macht es diesem unmöglich, dass er wirken kann. Die «institutionalisierte Nähe» ist alles andere als ein Garant dafür, zur Familie Jesu zu gehören. Für diese gilt: «Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter» (Mk 3,35). Versteht sich auch, dass eine solche Rede skandalträchtig ist – vor allem für die Familie.

Es mag sein, dass dieser Gedanke befremdlich ist. Er findet aber im Markusevangelium selbst guten Rückhalt: Bei Markus ist das von den Jüngern und der Familie Jesu gezeichnete Bild ein durchzogenes und ziemlich negatives, während die Menge mindestens im ersten Teil des Evangeliums durchaus positiv in ihrem Verhältnis zu Jesus dargestellt ist. Auch die Polarität von Fremde und Heimat, aussen und innen – Jesus kommt von aussen und geht in seine Vaterstadt – unterstützt diese Aussage, die besonders fruchtbar gemacht werden kann, wenn sie auf dem Hintergrund einer Geschichte der Hebräischen Bibel gelesen wird.

Was in den Schriften geschrieben steht

«Und der Ewige sprach zu Abram: Geh aus deinem Land und aus deiner Verwandtschaft und aus dem Haus deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde. (…) und du wirst ein Segen sein» (Gen 12,1 f.). Ein neuer Anfang wird gemacht. Dieser Anfang beginnt mit dem Auftrag, all das zu verlassen, was Sicherheit bieten könnte, das Vaterland, die Verwandten und die Familie. Abram geht im Vertrauen auf die Verheissung Gottes. Unsere Perikope beginnt mit demselben Wort: Fortgehen. Aber dieses Fortgehen hat ein anderes Ziel. Jesus gerät in den Bannkreis seiner Familie – und er kann nicht mehr wirken. Vaterland, Mutter, Geschwister, Verwandtschaft, all diese familiären Bande werden zum Hindernis, wenn sie nicht hinter sich gelassen werden, da das Tun des Willens Gottes das einzige Kriterium der Zugehörigkeit zur Familie Jesu ist. Es ist mit Sicherheit kein Zufall, dass im Anschluss an unsere Perikope der Aussendungsbericht kommt. Und es dürfte auch kein Widerspruch sein, dass unter den Zwölfen seine Brüder sind. Sie, vor allem Jakobus und Simon, sorgen nach dem Tode Jesu durchaus für Machtkämpfe. Verständlich, dass sie bei solchen Kämpfen wohl auch von ihrer besonderen familiären Nähe zu Jesus Gebrauch zu machen suchten. Markus wehrt sich gegen diese Vereinnahmung. Und erteilt auch uns eine Lektion: Die Nähe zu Jesus zeigt sich im Tun des Willens Gottes – und nicht in der intimen familiären oder in der institutionell garantierten Nähe.

Hanspeter Ernst

Der Theologe und Judaist Hanspeter Ernst ist Geschäftsleiter der Stiftung Zürcher Lehrhaus – Judentum, Christentum, Islam.

GOTT HAT ZUKUNFT

VATIKANUM II

Das Erbe von Vatikanum II und die neue Evangelisierung

1. Geschichtliche und geistliche Lektüre

Die Ankündigung eines ökumenischen Konzils am 25. Januar 1959 durch Papst Johannes XXIII., dessen feierliche Durchführung und die Arbeit, die sich über vier Jahre erstreckte, nämlich von der Eröffnung des Konzils am 11. Oktober 1962 durch Johannes selbst bis zu dessen Abschluss durch Paul VI. am 8. Dezember 1965 – all diese Ereignisse bleiben der Kirchen- und Weltgeschichte auf Dauer eingeschrieben.

Ein Blick auf die Geschichte dieser Ereignisse ist daher nicht nur möglich, sondern auch notwendig. Dieser ist notwendig, um zu verstehen, welche theologische Perspektiven aufeinandergetroffen, welche Debatten geführt und welche Spannungen sich während des Konzils zugetragen haben. Des Weiteren: Zu welchen Ergebnissen ist es gelangt, und wie sind die grossartigen Texte, die es hervorgebracht hat, erarbeitet worden. Vor allem deren Ausarbeitung zeigt, dass dahinter divergierende theologische Gedanken und Schulen gestanden haben.

Es ist klar, dass ein Konzil in einen ganz konkreten Zeitkontext situiert ist, in einer gegebenen weltgeschichtlichen Lage. Es kann von diesem globalen Kontext nicht getrennt werden. Es ist banal, festzustellen, dass wir uns 50 Jahre nach dem Zweiten Vatikanum nicht von den Veränderungen abheben können, die sich zwischen 1962 und 2012 auf der Weltkarte abgespielt haben. In wenigen Worten: Die Zeiten liegen hinter uns, wo es leicht schien, die Zukunft kommen zu sehen mit der Einschätzung, dass morgen alles besser sein würde als heute, dass die westliche Welt munter ihre Überlegenheit wird behaupten können, indem sie den Sieg der Demokratie und der wirtschaftlichen Entwicklung heranbrechen sieht. Die Atmosphäre zu Beginn dieses 21. Jahrhunderts ist demgegenüber ganz anders: Sie ist von vielen Unsicherheiten durchdrungen und wird schlimmstenfalls von Enttäuschung und Angst bestimmt. Wir wissen also wirklich nicht, wohin uns die Zukunft führen wird; 1962 dachten wir noch, es zu wissen.

Wenn wir uns von der Warte des Historikers aus nähern, dann entdecken wir ein Weiteres: Wir erkennen die Ereignisse, die wir erlebt haben, meist im Nachhinein und mit einer mehr oder weniger grösseren Verzögerungsspanne der Interpretation. Die Ergebnisse der Historiker weichen oft voneinander ab. Dies ist auch beim Zweiten Vatikanum der Fall, ja mehr noch bei der Rezeption, die sich innerhalb der letzten 50 Jahre unter einem wechselnden Klima abgespielt hat: Der euphorischen und enthusiastischen Phase der 1970er-Jahre folgten Verwirrung, ideologische Grabenkämpfe, die mit dem Gefühl einhergingen, dass gewisse Hoffnungen, vielleicht auch Illusionen, enttäuscht wurden. Und wir hier stehen an einem Punkt, wo die Erinnerung an das Zweite Vatikanum nicht mehr selbstverständlich ist und das Bewusstsein der jüngsten Generation nicht mehr stark prägt. Wir sind heute aufgerufen, zu einer neuen Einführung mittels geschichtlicher Bildungsarbeit mitzuhelfen, die aber auch über eine geistliche Lektüre des Konzils geschehen muss.

Jenseits aller positiven und kritischen Analysen wollen wir den zwei grossen Inspirationsquellen folgen, die im Zentrum des Konzils und der Neuevangelisierung stehen:

– Erster geistlicher Anruf: Die Welt öffnet sich gegenüber dem lebendigen Gott, seiner Gegenwart, seinem Handeln, auch mitten in der Fragilität und Unsicherheit der Erfahrungen, wie wir sie machen, vor allem in diesen Zeiten der Krise!

– Zweiter geistlicher Anruf: Die Kirche möge noch mehr auf Christus hin durchscheinen, ihn aufnehmen und ihn verkündigen als «den, der kommt, um die zu suchen und zu retten, die verloren sind» (Lk 19,10).

2. Das Zweite Vatikanische Konzil: Möglichkeiten und Entfaltung

1.1. Ein Ereignis, das seine Akteure überschritten hat

Die Akteure dieses 21. Allgemeinen Konzils sind der Papst und die Bischöfe, die sich als Lernende vom Heiligen Geist führen lassen. Da ist zunächst der scheinbar gutmütige Mensch Angelo Roncalli, der nach dem Tod von Pius XII. im Oktober 1958 zum Papst gewählt wurde und den Namen Johannes XXIII. angenommen hat. Ein Mann von 78 Jahren, ein Übergangspapst, dachte man. Aber da kam der 25. Januar 1959, an dem Johannes XXIII. in der Basilika St. Paul vor den Mauern die Kardinäle versammelte und ihnen, ganz unerwartet, eine Synode für die Kirche Roms, die Revision des Kanonischen Rechts und ein allgemeines Konzil ankündigte. Erste Reaktionen waren vor allem von Erstaunen und Skepsis gekennzeichnet. Wie sollte das möglich sein? Was war das Ziel einer solchen Versammlung? Welches war das Programm? Johannes XXIII. ging nicht auf solche Fragen ein. Er hat aber zur Vorbereitung Kommissionen ernannt, die unter der Leitung von Mitgliedern der Römischen Kurie standen. Diese stellten sich zunächst einen internationalen Kongress von Bischöfen

Mgr. Claude Dagens ist Bischof der Diözese Angoulême und Mitglied der «Académie française». Er redigierte die 1996 erschienene, bedeutsame Schrift der französischen Bischofskonferenz «Proposer la foi dans la société actuelle».

Der hier abgedruckte Artikel ist eine etwas gekürzte Fassung des Vortrags, den Bischof Claude Dagens im Rahmen des 5. zweisprachigen Studientags der Theologischen Fakultät und des «Centre interdiocésain de formation théologique» am 7. März 2012 an der Universität Freiburg (CH) gehalten hat.

vor, denen man schriftliche Vorlagen unterbreitete. Diese sollten die Bischöfe lediglich zur Kenntnis nehmen und – wenn sie es wünschten – mit Ergänzungen versehen. Nach und nach jedoch erwachte in der Welt und im Herzen des Papstes Johannes XXIII. eine Art Vorahnung: Für die katholische Kirche dieser zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war dies ein Zeichen der Vorsehung, ein Hinweis darauf, dass die Kirche sich Fragen stellen sollte hinsichtlich ihrer Sendung, ihrer tatsächlichen Katholizität; das heisst: Fragen nach ihrer Art und Weise, wie sie das Mysterium Christi zu leben und zu verkündigen habe. Noch ein anderes, persönliches Element sollte dieser Ausrichtung ihren vollen Sinn geben: Einige Wochen vor der Eröffnung des Konzils im September 1962 erfuhr Johannes XXIII. von der medizinischen Diagnose, die für ihn auf Krebs lautete. Das bedeutete für ihn: Wie im Leben der Apostel soll das Opfer seines Lebens dem Wirken des Heiligen Geistes (im Konzil) zugute kommen. Doch schon von der ersten Session an, die das Konzil in der Basilika St. Peter am 11. Oktober 1962 feierlich eröffnete, engagierte sich Johannes XXIII. für folgenden Weg, den das Konzil einschlagen müsse: Nicht um eine Reorganisation der Kirche sollte es gehen, sondern um die Vertiefung ihrer Berufung, um ihren Dienst an der ganzen Welt. Einige Monate vor seinem Tod im April 1963 publizierte Johannes XXIII. die Enzyklika «Pacem in terris». Diese entwarf die Grundlage für einen echten Frieden unter den Völkern, einen Frieden, der sich auf Wahrheit und Gerechtigkeit stützte. Und: Die katholische Kirche beschränkt sich nicht auf die Verteidigung ihrer Rechte. Ihr eigenes Leben spricht von der Öffnung Gottes für alle Völker auf der Erde. Sie weiss sich gesendet, die Wege zu öffnen für die Begegnung zwischen Gott und den Menschen. Paul VI., der im Juni 1963 die Nachfolge auf dem Stuhl Petri übernahm, bestätigte diese Ausrichtung. In seiner ersten Enzyklika «Ecclesiam suam» vom August 1964 erklärte er, dass sich die Kirche in der Nachfolge Christi und nach dessen Beispiel im Dialog über Glauben und Heil mit den andern Christen, mit andern Weltreligionen und mit den Ungläubigen engagiert.

1.2. Eine organische Entwicklung der christlichen Tradition

Man kann allerdings das Konzil nicht nur im Hinblick auf die Geschichte aus der Gegenwart verstehen. Gott hat gewirkt, indem er durch Auseinandersetzungen und Spannungen nach und nach eine Art Reifung provozierte. Diese fortschreitende Reifung hat eine Bewegung der Hinkehr zum Geheimnis Gottes hervorgerufen; sie war charakterisiert durch Vertiefung und Entwicklung. Ja, eine Entwicklung der grossen christlichen Tradition, denn wie Pater Henri de Lubac öfter betonte, haben die Konzilsväter, abgesehen von oft abstrakten und festgefahrenen Konzepten, die lebendige Kraft des von den Aposteln überkommenen katholischen Glaubens wieder gefunden, den Glauben, den die Kirchenväter von Irenäus von Lyon bis Zyprian von Karthago und Augustinus von Hippo bezeugt und entfaltet hatten.

Papst Benedikt XVI. hat Recht, wenn er nicht von einem Bruch in Bezug auf die grossen inspirierten Texte des Konzils spricht, sondern immer wieder auf dem Prinzip der organischen Entwicklung insistiert. Deshalb müssen wir uns, 50 Jahre später, immer wieder einer Entdeckungsarbeit widmen, die nicht an der Oberfläche stehen bleibt, sondern zu den tiefsten Quellen der christlichen Tradition vorstösst, die die Arbeit des Konzils bewässerten.

Ich möchte das knapp, aber mit Nachdrücklichkeit anhand der grossen Konzilskonstitutionen zeigen. Dabei geht es vor allem um Gott, seine Offenbarung, seine Gegenwart und unsere Umkehr zu ihm: Die Kirche ist zuerst die Kirche, die ihren Herrn empfängt, auf sein Wort hört, darauf antwortet, zu ihm betet, seine Gegenwart in den Sakramenten feiert aufgrund des Ostergeheimnisses.

Das ist der Kern der Konstitution über die Liturgie. Es geht also keineswegs um das Funktionieren der liturgischen Feiern, noch weniger um ihre Gestaltung. Denn die Liturgie der Kirche ist nie das Ergebnis einer menschlichen Gestaltung. Sie ist in erster Linie der Empfang des göttlichen Geheimnisses und der Zugang zum Geheimnis Seiner Gegenwart. Der Konzilstext betont das auf wunderbare und differenzierte Weise: «Christus ist in seiner Kirche immerdar gegenwärtig, besonders in den liturgischen Handlungen (...), in den Sakramenten (...), in seinem Wort, da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden» (Sacrosanctum concilium, Nr. 7). Dies ist klar und sehr fordernd: Der erste Handelnde in der Liturgie ist Christus durch alle Zeichen seiner Gegenwart. So versteht man, dass alle unsere Auseinandersetzungen im Hinblick auf diese oder jene Art und Weise der liturgischen Form nebensächlich sind im Vergleich zur grundlegenden Wirklichkeit. Alles andere muss daran gemessen werden.

Auch die Konstitution «Dei Verbum» über die Göttliche Offenbarung hat alle Auseinandersetzungen über die sogenannten zwei Quellen der Offenbarung, Schrift und Tradition, weit hinter sich gelassen. Diese Entwicklung wird möglich, indem man zur einzigen Quelle der ganzen Offenbarung geht, die Christus ist. Der Quellgrund von allem ist die dreifaltige Gemeinschaft Gottes und das Wort der Apostel, den Zeugen der Offenbarung des Sohnes, um diese weiter zu verkünden. Die Kirche nimmt sie auf und lebt daraus. Der Prozess verwirklicht sich in uns, denn das Wort Gottes nimmt in uns Gestalt an, indem es in uns wächst. Dieses Geschehen erläutert die genannte Konstitution «Dei Verbum» in Art. 8 sehr

VATIKANUM II

schön. Gestehen wir: Wir sind nicht genügend vertraut mit dieser Dynamik, mit der sich die göttliche Offenbarung in uns entfaltet, Früchte trägt und ihr Wachstum weiterführt. Es geht nicht nur darum, das Wort Gottes zu lesen oder zu verkündigen; es geht darum, dass Gott seine verwandelnde Gegenwart in uns vollenden kann durch das, was ER uns von sich aus in Wort und Zeichen offenbart.

Die bedeutende Konstitution über die Kirche «Lumen gentium» hält sich konsequent an dieses Prinzip der organischen Entwicklung. Sie zeigt, dass die Kirche nicht nur das Volk Gottes, gegenwärtig in der Geschichte der Menschen (man hat manchmal nur diese historische Perspektive in Betracht gezogen), sondern zuerst Geheimnis ist, das heisst tiefe Wirklichkeit, untrennbar offen für Gott und die Menschen. Das ist eine ganz traditionelle Perspektive: Die Kirche versucht nicht einfach das zu tun, was Christus gemacht hat. Sie wächst aus IHM. Er ist ihre immer fliessende Quelle; sie ist in die Welt gesandt, um IHN allen zu offenbaren; sie ist «gleichsam das Sakrament, das heisst Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit» (Lumen gentium, Nr 1.).

Hier sei eine allgemein gültige Warnung ausgesprochen: Man lebt das Geheimnis der Kirche nur indem man versucht, in ihr Christus zu empfangen; man würde dieses Geheimnis nicht leben, wenn man sie als eine mehr oder weniger komplizierte Organisation betrachtete, die man nach Wunsch benützen würde. Weil Christus an der Quelle ist, kann sich eine Art ununterbrochenes Wachstum dieses Geheimnisses der Kirche in der Welt entfalten (vgl. Lumen gentium, Nr. 3). Mit Christus verbunden, im Verborgenen wachsend, ausgerichtet auf die Vollendung der Welt, das ist die Kirche. Angesichts dieser weiten Perspektiven kann man nicht behaupten, das Zweite Vatikanische Konzil wäre kein theologisches. Dieses Konzil ist nicht das Konzil der Öffnung zur Welt, wie man manchmal naiv behauptet hat. Es ist nicht einmal zuerst das Konzil der Kirche. Es ist das Konzil der Öffnung auf das Geheimnis Christi: in seiner Beziehung zur Kirche und seiner Gegenwart im ganzen Universum.

Auch die bedeutende Konstitution über die Kirche in der Welt von heute, «Gaudium et spes», folgt in ihrem ersten Teil dieser Linie der betonten Konzentration auf das Geheimnis Christi. Man sagt manchmal, dass diese Konstitution nur einen pastoralen Zweck verfolge und nur an aktuellen Problemen interessiert sei. Das ist nicht richtig: Der erste Teil des Textes bringt eine grossartige Skizze über das christliche Verständnis des Menschen und die menschliche Existenz. Dabei unterstreicht man dessen Ambivalenz: die Mischung von Grösse und Elend, die unser Menschsein bestimmt. Dieser erste Teil betont ausserordentlich stark die Würde des Menschen; dabei geht es keineswegs um eine Abwendung von Gott und seiner Vorrangstellung, also nicht um eine Anthropozentrik. Ganz im Gegenteil; betont wird die intime Beziehung, die das Geheimnis des Menschen mit dem Mysterium Christ verbindet (vgl. Gaudium et spes, Nr. 22). Das Zweite Vatikanische Konzil hat nicht aufgehört, Christi Weg zu den Menschen und zur Kirche darzustellen. Wir würden das Wirken des Heiligen Geistes verraten, wenn wir uns nicht mit neuer Energie auf diesem Weg einsetzten. Dieser Weg hält sich nicht bei den Schwierigkeiten und Hindernissen auf; er führt mit uns zusammen ins Herz des göttlichen Geheimnisses. Das ist die Aufgabe der neuen Evangelisierung.

3. Auf dem Weg zu einer neuen Evangelisierung

3.1. Die gewaltigen Veränderungen und Wandlungen der letzten 50 Jahre

Es ist relativ leicht, diese festzustellen, nicht aber sie zu akzeptieren.

1961: Die Welt ist eine auf die Zukunft hin offene Welt, trotz des Kalten Krieges, der noch andauert, und trotz des atomaren Gleichgewichts zwischen dem kommunistischen und dem westlichen Teil der Welt. Die Fortschrittsideologien sind auf beiden Seiten sehr stark. Die Geschichte ist voller Versprechungen.

2011: Der Gegensatz ist beeindruckend. Die Welt lebt heute unter dem Zeichen des «Unvorhersehbaren», der Unsicherheit, der Sorge und Angst. Die Finanz- und Wirtschaftskrise verdeutlicht diese Situation drastisch. Es scheint, dass die Gesetze des Marktes und des Geldes jenen entgleiten, die sie beherrschen wollen. Diese Situation hat sich verstärkt und Weltdimension angenommen. Dies ist umso deutlicher, weil der Westen nicht mehr die Vorherrschaft inne hat und die globalisierte Welt wirtschaftlich einen enormen Aufbruch mit einem vielfachen Entwicklungspotenzial wie z. B. Brasilien, China und auch Indien verzeichnet.

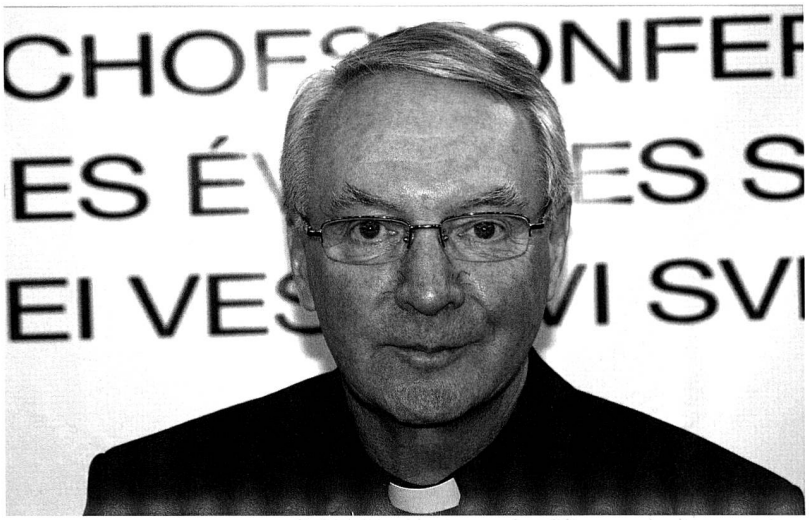
Eine unsichere Welt, hart und zugleich zerbrechlich, ohne anerkannte Autoritäten, die eine Lenkung und allgemeine Regulierung gewährleisten könnten. Auch die Kirche hat teil an diesen Unsicherheiten. Sie hat Schwierigkeiten, ihren Überzeugungen Gehör zu verschaffen; der enorme Abstand zwischen Reich und Arm ist nicht nur eine Folge wirtschaftlicher Veränderungen; es gibt noch ein anderes Auseinanderklaffen, das viel schwerer wiegt: der Abstand zwischen einer Wirtschaftsphilosophie, die sich von Zahlen und Berechnungen speist, und auf der anderen Seite mit ethischen Grundsätzen, die – ins Abseits geschoben – sich dennoch für die tatsächlichen Ressourcen zu Gunsten der Existenz der Menschen einsetzen, für die Menschenwürde, die Solidarität. Dies ist in Kürze der Kontext, in dem wir

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
19.6.12 / Nr. 25
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Lieber nicht im Rampenlicht

Am 21. Juni wird SBK-Präsident Norbert Brunner 70-jährig

Von Josef Bossart



Bischof Norbert Brunner, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz

Freiburg i. Ü. – Seit 2010 und noch bis Ende Jahr ist Bischof Norbert Brunner Präsident der zwölfköpfigen Schweizer Bischofskonferenz (SBK). Ob der langjährige Oberhirte des Bistums Sitten von seinen Mitbrüdern in der SBK für eine weitere dreijährige Amtszeit gewählt wird, entscheidet sich im September oder Dezember. Am 21. Juni feiert Norbert Brunner seinen 70. Geburtstag.

Der Arbeitsaufwand für den Präsidenten der SBK mache, auf das Jahr hochgerechnet, mindestens einen Tag pro Woche aus, schätzt SBK-Sprecher Walter Müller. Denn der SBK-Präsident hat nicht nur vier ordentliche Versammlungen der SBK samt vier vorangehenden Präsidiumssitzungen vorzubereiten und zu leiten. Er muss auch einen Überblick über alle Geschäfte haben, die am Sitz des Generalsekretariates in Freiburg gerade aktuell sind. Und schliesslich: Als Repräsentant der Schweizer Bischofskonferenz steht ihr Präsident vermehrt im Rampenlicht der Öffentlichkeit. Das allerdings ist nicht unbedingt Brunners Sache. Noch offen scheint derzeit, ob der Walliser, seit 17 Jahren Diözesanbischof in Sitten, für weitere drei Jahre als SBK-Präsident kandidieren will. Das Amt sei ihm zusehends zur Last geworden, die er nun bestimmt gerne weiterreichen werde, wollen Beobachter wissen.

Lieber ohne Medienleute

Derweil fällt Aussenstehenden auf, welchen geringen Stellenwert SBK-Präsident Brunner den Präsidialaufgaben "Information und Öffentlichkeitsarbeit" beimisst. Unter ihm sind die traditionellen Pressekonferenzen nach den Versammlungen der Bischofskonferenz zur Rarität geworden, und auf Medienanfragen geht er nur sehr zurückhaltend ein. Er befürchte eben, falsch verstanden zu werden, heisst es aus seinem Umfeld, sei ein Perfektionist und habe leider auch schlechte Erfahrungen mit Medienleuten gemacht, die vielfach wenig von der Sache verstünden, was dann auch entsprechend in deren Artikeln oder Sendebeiträgen zum Ausdruck komme.

Erheblich ist jedenfalls der Kontrast Brunners zu seinen jungen, offensiv kommunizierenden Mitbrüdern im bischöflichen Amt, zu "Twitter-Abt" Martin Werlen (50) vor allem, aber auch zu

Editorial

Christliche Werte auf dem Prüfstand. – Durchzogenes Wochenende für die Kirchen in der Schweiz: In der Waadt haben die Stimmenden zwar eine Initiative der Sterbehilfeorganisation Exit bachab geschickt. Grünes Licht gaben sie aber dem Gegenvorschlag der Kantonsregierung, der Sterbehilfe in öffentlichen Gesundheitseinrichtungen, Spitälern und Pflegeheimen unter gewissen Bedingungen gestattet. Gegen beide Vorlagen hatte die Kirchen im Kanton opponiert. Waadt regelt nun als erster Schweizer Kanton die Sterbehilfe gesetzlich.

In Kanton Zürich lag dem Stimmvolk am Wochenende ein weiterer kirchlicher Prüfstein vor: Der Sonntag. Wirtschaftsfreundliche Parteien möchten zur Gewinnmaximierung einiger Unternehmen den Sonntag am liebsten in das Innere der Kirchengebäude verbannen. Am Wochenende erhielt ein derartiger Vorstoss im Kanton Zürich jetzt eine überaus deutliche Abfuhr: Das Stimmvolk verwarf mit 70,7 Prozent die verführerisch schön tönende FDP-Initiative "Der Kunde ist König" und bewahrte somit Gott den Sonntag.

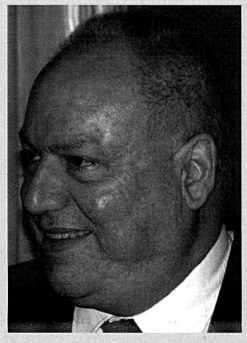
Der 7. Tag der Schöpfung ist aber damit bei weitem nicht gerettet. Wirtschaftskreise wollen den Ruhetag weiterhin zum Arbeitstag umfunktionieren. Der Widerstand wird aber stärker. Kirchen, Gewerkschaften, Frauenorganisationen und Arbeitsmediziner haben sich zur Sonntagsallianz zusammengeschlossen und kritisieren die schleichende Aushöhlung des arbeitsfreien Sonntags. Besonders betroffen sind davon der Detailhandel, aber auch Bereiche wie etwa die Post.

Es ist also dafür gesorgt, dass die Werte, für welche die Kirche eintritt, weiterhin im Gespräch bleiben. Und, wie das Wochenende zeigte, lohnt sich der Kampf, denn das Stimmvolk lässt die Kirchen nicht immer im Regen stehen – wie seinerzeit bei der Minarett-Initiative und auch wenn das Abschlussergebnis der Abstimmung in der Waadt nicht nach dem Sinn der Kirchen ist. **Georges Scherrer**

Namen & Notizen

Marc Donzé. – Der Bischofsvikar der katholischen Kirche im Kanton Waadt bedauert, dass die Mehrheit der Waadtländer Bürger den Gegen-Vorschlag der Regierung betreffend die Sterbehilfe in Pflegeheimen und Spitälern angenommen hat. Er betont, die Mission der Kirche bleibt die gleiche: die Begleitung von Personen am Lebensende hin zum Tod. Die Waadt sagte am 17. Juni mit über 60 Prozent Ja zu einem Vorschlag der Regierung zum begleiteten Suizid in Pflegeheimen und Spitälern. Eine Initiative der Sterbehilfeorganisation Exit wurde mit rund 59 Prozent verworfen. (kipa)

Habib C. Malik. – Der arabische Frühling wird zum arabischen Albtraum. So lautet die Einschätzung der jüngsten Entwicklung im arabischen Raum durch Habib C. Malik von der Lebanese American University in Byblos im Libanon. Er sprach im Rahmen einer Diskussionsreihe der Menschenrechtsorganisation Christian Solidarity International (CSI) in Zürich. Schlecht seien die Aussichten für religiöse Minderheiten und für Frauen. (kipa / Bild: SEA)



Simonetta Sommaruga. – Der Staat hat zwei Aufgaben, wenn es um die Suizidhilfe geht: Er muss das Leben schützen und das Recht auf Selbstbestimmung sicherstellen, sagte die Bundesrätin am 15. Juni am Kongress der Sterbehilfeorganisationen in Zürich. Die Palliativmedizin sei in der Schweiz noch zu wenig verbreitet. Mit einer Förderung der Palliativmedizin möchte der Bundesrat auch zum Selbstbestimmungsrecht beitragen. (kipa)

Martin Graf. – Der Kanton Zürich plant ein Gesetz, das die Suizidhilfe regelt: "Ich will sicherstellen, dass die begleiteten Suizide in ethisch korrekten Bahnen verlaufen", sagte der Zürcher Justizdirektor gegenüber der Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag. Zudem sollen ausländische Sterbewillige in Zukunft den finanziellen Aufwand von Polizei, Amtsarzt und Untersuchungsbehörden übernehmen. (kipa)

den Bischöfen Felix Gmür (46), Charles Morerod (50) oder Markus Büchel (62).

Umso überraschender mutet deshalb im Rückblick an, dass die Schweizer Bischöfe im Gefolge der Missbrauchsskandale mit einem ungewöhnlichen Schritt an die Öffentlichkeit und vor die Medien traten. Im Juni 2010, wenige Monate nach Brunners Amtsantritt als SBK-Präsident, bekannten sie in Einsiedelns Gnadenkapelle vor Gott und den Menschen die grosse Schuld der Kirche.

Der Bischof als Wächter

Nicht immer verstanden fühlt sich Norbert Brunner auch in seinem eigenen Bistum. So etwa, wenn es unliebsame Personalentscheide zu begründen gilt oder wenn er, zum Beispiel in lebensrechtlichen Fragen, dezidiert gegen den Zeitgeist Stellung bezieht. Auch hier liege es jedoch meist bloss an einer mangelhaften oder ungeschickten Kommunikation, berichten wohlmeinende Beobachter aus dem Bistum Sitten und rühmen die Herzlichkeit des Bischofs im persönlichen Umgang mit Gläubigen oder auch mit Priesteramtskandidaten.

Ein Bischof habe auch die Aufgabe eines Wächters, schrieb Paul Martone, Pfarrer in Brig VS und zuständig für die Pressearbeit des Bistums im Oberwallis, kürzlich im "Walliser Boten". Dieses Wächteramt sei jedoch "kein leichtes, besonders heutzutage, wo man sich gerne der tatsachenverzerrenden Macht der Medien bedient und künstlich Sympathien und Antipathien erzeugt", schrieb er mit Blick auf einen unpopulären Personalentscheid des Bischofs.

Vielleicht, so meint man da und dort im Bistum Sitten, müsste der Bischof tatsächlich mehr von Angesicht zu Angesicht mit den Leuten reden – und halt weniger auf schriftlichem Wege mit ihnen verkehren.

(kipa / Bild: Georges Scherrer)

"Wir schwimmen nicht in Flüssen, sondern in Problemen"

Bern. – Es braucht Leute, die bereit sind, ihre Füsse schmutzig zu machen, wenn es um den Erhalt der Menschenrechte geht, sagt die Menschenrechtsbeauftragte des philippinischen Staates, Loretta Rosales gegenüber Kipa-Woche. Sie meint damit unter anderem den Basler Bischof Felix Gmür.

Dieser besuchte kürzlich zusammen mit Fastenopfer ein Gebiet im Land, in dem eine Sonderwirtschaftszone unter Missachtung der Rechte der Einheimischen gebaut wird. In der Provinz Aurora soll die "Aurora Pacific Economic Zone and Freeport", kurz Apeco, geschaffen werden. Dieses Projekt soll nicht nur neue Jobs, sondern eine neue Lebensgrundlage auch für die Nachbarprovinzen schaffen, sagen die Promotoren. Ortsbischof Rolando Joven Tria Tirona von Infanta sieht das anderes: Apeco setze sich über die Rechte der angestammten Bevölkerung hinweg. Vergangenes Jahr besuchte der Bischof die Schweiz, um auf die Situation in seiner Heimat hinzuweisen. Nun erwiderte Bischof Gmür den Besuch. Gmürs Besuch wurde bis in die höchsten Etagen der philippinischen Regierung registriert. Loretta Ann Rosales ist die Vorsitzende der philippinischen Menschenrechtskommission. Den Besuch des Schweizer Bischofs bezeichnet die Philippinerin gegenüber Kipa-Woche als "sehr wertvoll". Der Besuch sei ein "Zeichen internationaler Solidarität". Einerseits habe Gmür sich selber ein Bild von dem gemacht, wie es um die Menschenrechtslage im Lande stehe. Andererseits, so hofft die Frau, werde der Bischof in der Schweiz über seine Erfahrungen sprechen und so zur Sensibilisierung für die Schwierigkeiten in den Philippinen beitragen. "Denn der Kampf für mehr Menschlichkeit ist ein weltweiter Kampf", gibt Etta zu bedenken. Sie hofft, dass der Bischof die Bande zu ihrer Heimat aufrecht erhält. Denn er habe nicht gescheut, sich "die Füsse dreckig zu machen", als er "symbolschwer" durch einen stark verschmutzten Fluss watete: "In der Schweiz schwimmt man in den Flüssen, auf den Philippinen in den Problemen". (kipa / Bild: Ucan-Fastenopfer)

Bischof Gmür in den Philippinen

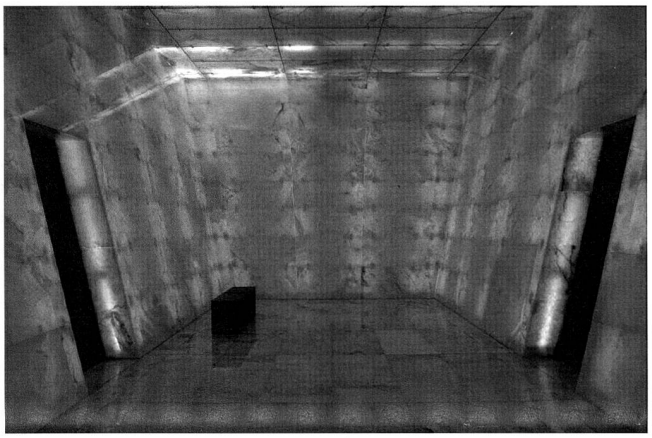
"Hier hält man inne, hier betet man"

Andachtsraum am Sitz des Weltfussballverbandes in Zürich

Von Vera Rüttimann

Zürich. – Nur wenige wissen, dass es in der vor fünf Jahren offiziell eingeweihten Zentrale des Weltfussballverbandes Fifa in Zürich einen Andachtsraum gibt. Selbst Präsident Sepp Blatter (76), für den Religion im Fussball eine wichtige Rolle spielt, findet hier Ruhe.

Seit einiger Zeit schreiben Medien vom geplanten Raum der Stille im neuen Fussballstation Hardturm in Zürich. Im "Home of Fifa", dem Fifa-Sitz in Zürich, gibt es bereits einen solchen Ort, wo Fussballfunktionäre und ihre Gäste in sich gehen können. Der Andachtsraum liegt tief unten, denn ein Grossteil des Weltkonzerns befindet sich unter der Erde. Im dritten Untergeschoss, hermetisch abgeschlossen, befindet sich der grosse Sitzungssaal das Exekutivkomitees, der "Gral", wo unter anderem über die Vergabe von Weltmeisterschaften entschieden wird.



Andachtsraum am Fifa-Sitz in Zürich

Oase gegen Stress

Gleich daneben befindet sich der Andachtsraum. Die Wände des sich nach oben öffnenden Raumes sind aus weissem Onyx. Indirektes Licht lässt den Raum auf raffinierte Weise kristallartig von innen erstrahlen. Der Raum ist auf zwei Seiten begehbar, Türen fehlen bewusst. Die zurückgenommene architektonische Gestaltung und spartanische Einrichtung – es gibt nur zwei Bänke – erinnern an klösterliche Ruhe und Einkehr.

Immer wieder schaut Sepp Blatter, der Hausherr des "Home of Fifa", hier vorbei. Dem rastlosen Botschafter des Fussballs ist der Meditationsraum, wie er ihn lieber nennt, sehr wichtig. Der Walliser sagt: "Für mich ist es wesentlich, dass es in einem Gebäude von dieser Grössenordnung einen Ort gibt, wo man sich zurückziehen kann. So ist dieser sehr schöne Raum entstanden. Hier hält man inne, hier betet man." Einige Medien schrieben bei der Einweihung dieses Raumes von einer "Kuriosität". Sie zeigten sich erstaunt, ja geradezu irritiert, dass ausgerecht hier, in der Firmenzentrale des Weltfussballs, gebetet und nachgedacht werden soll. Doch exakt dies tut der Hausherr. Nicht nur, wenn in der Fifa-Welt der Sturm tobt und Medienangriffswellen anrollen oder anstrengende Gespräche mit Politikern, Managern und Medien anstehen. Der Spitzenfunktionär, der seit 1998 als Präsident des Weltfussballverbandes Fifa agiert, schätzt die Stille. Sepp Blatter sagt über sein Beten hier: "Das ist etwas sehr Persönliches, etwas, was man sehr diskret macht und nicht an die grosse Glocke hängt."

Multireligiös

Wichtig ist dem Vielgereisten, dass der Andachtsraum für alle Religionen geschaffen ist. Dies, so die Absicht der Gestalter dieses Raumes, weil bei der Fifa Menschen aller religiösen Bekenntnisse anzutreffen sind. Auf religiöse Symbole wurde verzichtet. Lediglich ein Pfeil zeigt die die Richtung nach Mekka an. Glaube und Religion haben auch für Sepp Blatter einen hohen Stellenwert im Fussball. Er nennt Spieler, die sich bekreuzigen, wenn sie aufs Spielfeld laufen oder den Boden berühren oder küssen. Solche, die ihre Arme zum Himmel strecken, wenn sie ein Tor geschossen haben. Menschlich beeindrucken ihn Fussballer wie Lionel Messi, der jedes Tor seiner verstorbenen Grossmutter widme. Sepp Blatter sagt: "Jedes Volk hat seine eigene Kultur. In jeder Kultur spielt die Religion eine grosse Rolle. Deshalb hat auch der Fussball eine wesentliche und wichtige soziokulturelle Aufgabe." (kipa / Bild: Fifa)

Kurz & knapp

Absurdes Modell. – Als "schrecklich und unannehmbar" hat Vatikansprecher Federico Lombardi die Bombenanschläge vom 17. Juni auf drei Kirchen im Norden Nigerias bezeichnet. Die Systematik der Anschläge auf christliche Kultorte zeuge von einem "absurden Modell des Hasses". Gleichzeitig sprach sich der Vatikansprecher für "effektive Interventionen" aus, die es schafften, den Terrorismus zum Wohl dieses grossen Landes zu beseitigen. Bei den Selbstmordattentaten in Zaria und Kaduna und anschliessenden Ausschreitungen von Jugendlichen sind mindestens 21 Menschen ums Leben gekommen. (kipa)

Theologie stärken. – Der Weltkirchenrat hat zur Stärkung der Rolle der christlichen Theologie an öffentlichen und privaten Universitäten aufgerufen. Das Thema stand im Mittelpunkt einer dreitägigen ökumenischen Konsultation im norwegischen Pilgerort Granavollen. Rund 45 Experten in Theologie und Hochschulbildung aus orthodoxen, römisch-katholischen und evangelischen Kirchen nahmen teil. (kipa)

Überaltert. – Im Schnitt verliert die evangelisch-reformierte Kirche im Kanton Zürich jährlich 3.600 Mitglieder. Die katholische Kirche Zürich dagegen gewinnt rund 1.000 Personen pro Jahr dazu, meldet das Statistische Amt des Kantons. Der Grund für diese Entwicklung liegt in der Bevölkerungsstruktur: Die reformierte Kirche ist überaltert. (kipa)

Vatileaks. – Die von Papst Benedikt XVI. zur Untersuchung der Vatileaks-Affäre eingesetzte Kardinalskommission hat bisher 23 Personen vernommen. Unter den Befragten sind der verhaftete päpstliche Kammerdiener Paolo Gabriele sowie leitende Mitarbeiter des Vatikan. Medienberichte, wonach die Kardinalskommission dem Papst während einer Audienz Namen von Hintermännern und Komplizen Gabrieles genannt habe, wies der Vatikansprecher zurück. (kipa)

Verbot. – Das harte Vorgehen in Deutschland gegen Salafisten wird weithin begrüsst. Die Regierung verhängte ein Verbot gegen die salafistische Vereinigung "Millatu Ibrahim". Gegen zwei weitere salafistische Organisationen wird ermittelt. (kipa)

Klare Regeln für Schweizer Konzerne

Bern. – Immer wieder geraten Schweizer Konzerne wegen Schäden, die sie auf fremden Kontinenten oder Weltmeeren verursachen, in die internationalen Schlagzeilen. Über 135.000 Menschen haben nun die Petition Recht ohne Grenzen unterzeichnet, die am 13. Juni dem Parlament übergeben wurde.

Die Petition fordert Bundesrat und Parlament auf, dafür zu sorgen, dass Firmen mit Sitz in der Schweiz die Menschenrechte und die Umwelt weltweit respektieren müssen. Die Petition, die im letzten November von einem breiten Bündnis mit über 50 Entwicklungs- und Menschenrechtsorganisationen, Umwelt- und Frauenverbänden, Gewerkschaften und kritischen Aktionärsvereinigungen lanciert worden ist, will diese Lücke schliessen. Jetzt sind die Staaten gefordert, diese Prinzipien umzusetzen. Während die EU ihre Mitgliedstaaten bereits letzten Herbst aufforderte, entsprechende Konzepte zu entwickeln, passierte in der Schweiz bis jetzt nichts. Dem Bündnis gehören neben Alliance Sud, der entwicklungspolitischen Lobbyorganisation von Swissaid, Fastenopfer, Brot für alle, Helvetas, Caritas und Heks, auch Amnesty und die Erklärung von Bern an. (kipa / Bild: zVg)

Petitionsabgabe in Bern

Prix Caritas geht an Bauernführer

Luzern. – Mit dem Prix Caritas 2012 ist am 15. Juni in Luzern José María Romero (45) aus Guatemala für sein Lebenswerk ausgezeichnet worden.

Bundesrat Alain Berset würdigte das Engagement des Preisträgers, der sich als Koordinator einer indianischen Kleinbauern-Vereinigung für das Recht auf Landbesitz engagiert. Dank diesem Engagement erhielten in den vergangenen Jahren mehr als 2.000 Familien Zugang zu einem Stück Land, das sie nun – vertraglich abgesichert – bebauen können. José María Romeros Einsatz sei beispielhaft für eine friedlichere Zukunft Guatemalas und eine gerechtere Landverteilung, so Berset. Er wies darauf hin, dass private Hilfswerke wie die Caritas, aber auch die offizielle Schweiz sich in Guatemala für die Förderung der politischen und sozialen Menschenrechte einsetzen würden. Ihm sei der Verweis auf die Idee der Solidarität sehr wichtig, diese müsse eine Leitidee für den Aufbau einer Gesellschaft sein, betonte der Sozialminister. (kipa / Bild: Caritas)

José María Romero

SEITENSCHIFF

Ein Bergort auf der Suche nach Ruhe. – Der kleine Ort Gurtnellen im Kanton Uri hat es wirklich nicht leicht. Tagaus, tagein rollt am pittoresken Flecken vorbei auf der Autobahn die Blechlawine vom Norden in den Süden. Vom Gotthard her kommt der Gegenverkehr. Mit Stille ist der Ort wirklich nicht gesegnet.

Anfang dieser Woche kam das von Lärm geplagte Dorf wegen zusätzlichen Geräuschemissionen in die Schlagzeilen. Ein Fels, der die Gotthardroute bedroht, wurde gesprengt, und zwar just in dem Moment, in dem im Tal für einmal Ruhe herrschte: Die Gotthardautobahn wurde für die Dauer der Sprengung gesperrt.

Nach dem künstlich verursachten Felssturz rollte die Auto- und Lastwagenarmada wieder an und füllt das Tal erneut mit Abgas und röhrenden Motorengebrumm.

Nach dem Rummel um die Felssprengung kommt Gurtnellen aber trotzdem nicht zur gewohnten Halbruhe. Denn nun sind die Touristen muff. Nicht weil ihnen das Felsprengspektakel fehlt, sondern wegen der Kirchenglocken im Ort. Die sind nachts zu laut. Auf der Autobahn ist seit langem die Geschwindigkeit reduziert, um den Verkehrslärm zu mindern. Auf Antrag eines Hotels hat die Kirchgemeindeversammlung Gurtnellens nun beschlossen, dass der Kirchturm nachts die Stunden nicht mehr mit der grossen, sondern mit einer kleinen Glocke anschlägt. Es ist zu hoffen, dass wenigstens der Berg nun Ruhe gibt und die Touristen dem Beispiel folgen. **gs**

(kipa)

Zeitstriche

Gefährdung der Sonntagsruhe. *– Kirchen, Gewerkschaften, Frauenorganisationen und Arbeitsmediziner haben sich zur Sonntagsallianz zusammengeschlossen und kritisieren die schleichende Aushöhlung des arbeitsfreien Sonntags. Karikatur: Monika Zimmermann für Kipa-Woche. (kipa)*

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Georges Scherrer
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

berufen sind, Christen zu werden, das heisst, in dieser Welt, wo sich Vernunft und Wahnsinn mischen, auch Pläne für Solidarität gegen offenen und versteckten Egoismus. In dieser Welt sind wir berufen, «das Reich Gottes und die Gerechtigkeit zu suchen». Christen werden und als Christen leben in dieser unsicheren Welt heisst nicht: Sicherheiten aufzwingen; es heisst vielmehr, sich mit der schwachen Kraft des Glaubens mitten im Gewebe unserer Gesellschaft an Christus zu binden.

3.2. Radikale Anforderungen an die Praxis der Evangelisierung

Ich bitte Sie jetzt um besondere Aufmerksamkeit. Ich möchte davon sprechen, was wir anhand des Evangeliums in uns entdecken und was uns auch erschüttern kann, besonders dann, wenn wir nicht den Mut haben, dies zuzugeben. Ich werde von der Erfahrung der Evangelisierung sprechen, von seinen paradoxen und gegensächlichen Aspekten, die uns einerseits auf die Probe stellen, uns aber auch befreien:

Die Erfahrung der Einsamkeit und der Solidarität

Das erste Paradoxon. Als Gläubige, als Jüngerinnen und Jünger und Zeugen des auferstandenen Jesus müssen wir tatsächlich eine gewisse Einsamkeit auf uns nehmen: bisweilen in unseren Familien, was hart sein kann. Oft auch mit Freunden, die uns lieben und die wir lieben. Aber auch einfach mitten in einer Menschenmenge. Mit Gott verbunden zu sein und zu wissen, dass Gott tatsächlich mit uns verbunden ist, selbst wenn das die andern ignorieren oder sogar nicht kennen. Das ist eine sehr tiefe Erfahrung mitten im Schweigen der Anderen. Ich erfahre das oft, nicht in der Kathedrale von Angoulême, aber in Paris, in der Metro oder im Autobus. Die Menschen reden nicht miteinander, sie gehen einander aus dem Weg, sie schenken sich kaum einen Blick. Aber die Gesichter sprechen, sie sprechen von Müdigkeit, von Kämpfen, von Mut, von Freundschaften, von Liebe, von Verzweiflung. Der Glaube an Gott beginnt mit unseren aufmerksamen Blicken. Der Glaubende ist unter all diesen Menschen einer, für den Gott gegenwärtig wird, nahe, lebendig und für viele unbekannt. Dieser verborgene Glaubensakt geschieht in der Einsamkeit. Aber gerade da ist das Paradox: Er macht uns solidarisch mit allen. Wir öffnen uns auf Gott hin im Namen der Anderen, die da sind. Wir werden sogar durch diese Anderen gerufen, uns noch radikaler für den lebendigen Gott zu öffnen; dies aber nicht nur für uns selbst, sondern auch für diese Männer und Frauen, die zur gleichen Menschheit gehören wie wir. Wir leben unter allen anderen im Namen Gottes und sind vor Gott sogar verantwortlich für alle. Diese Überzeugung könnte abstrakt erscheinen, hat in Wirklichkeit aber eine bedeutsame Konsequenz: Wenn die lebendige Kirche aus dem Glauben an Gott lebt, kann sie keine belagerte Festung sein, von der aus man militärische Wiedereroberungen plant. Sie lebt nicht von der Öffnung zur Welt, sondern von der leidenschaftlichen Öffnung Gottes für unsere komplexe Menschheit. Dies weist uns darauf hin, dass am Anfang der Evangelisierung Kontemplation und Gebet stehen. In diesem Sinn spricht Madeleine Delbrêl davon, dass wir nur dann das Recht haben, andern gegenüber von Gott zu sprechen, wenn wir selber lernen, mit Gott zu sprechen; wenn wir das tun im Namen der anderen und vielleicht zuerst im Namen derer, die resigniert haben angesichts der Abwesenheit oder des Schweigens dieses Gottes.

Die Erfahrung von Gewalt und Brüderlichkeit

Ich möchte nicht skandalisieren, aber ich muss realistisch bleiben. Ja, die Evangelisierung ist mit der Erfahrung der Gewalt eng verbunden. Dafür gibt es gültige Gründe: Nicht nur, weil sie uns mit den Härten der Welt konfrontiert (wir haben manchmal den Eindruck, Lämmer zu sein mitten unter Wölfen), sondern vor allem, weil die Evangelisierung uns herausfordert, uns zu einem inneren Kampf und zur Umkehr zwingt. Es ist diese innere Umkehr, die belastend ist und sogar Gewalt kostet. Wir können andern nur dann von unserm Glauben erzählen, wenn wir bereit sind, den Sprung des Glaubens zu wagen. Diese Glaubensentscheidung ist das Pascha-Mysterium, das heisst: die Teilnahme am Kampf Jesu, wenn er kommt, uns den Weg zu Gott zu öffnen, indem er sich selbst entäussert. Darum kann die Evangelisierung nie eine Strategie sein, weil sie uns aufruft, uns zu vergessen, zu verlieren, um dem Wort, das nicht von uns, sondern von IHM kommt, den Zugang zu öffnen – das kann für uns bisweilen eine Zerreissprobe sein. Allerdings ist der Preis für dieses Zeugnis der Verzicht, den wir leisten müssen: dass wir uns nicht selbst behaupten und darauf verzichten, woran wir hängen: unsere Gewohnheiten, unsere spontanen Reaktionen, unseren Wunsch zu «verführen» oder zu beherrschen. Das Reich Gottes, das wir zu verkünden haben, verlangt diese Art innerer Entwaffnung, den Verzicht, den wir zu leisten haben. Das Reich Gottes leidet Gewalt, jene Gewalt eines Menschen, der durch Wort und Tat seinen Glauben an Gott, seine Wahl für Gott, seine Hingabe an Gott bezeugt. Denn Gott wirkt durch uns, wenn wir uns ganz hingeben.

Bei der Evangelisierung erleben wir zwar persönlich Gewalt, sie führt uns aber auch zur Brüderlichkeit gegenüber andern Menschen, denen wir begegnen. Für alle Priester und Laien geht es auch um eine pastorale Umkehr. Denn manchmal, vielleicht auch öfters, behandeln wir die andern unbewusst als Kunden, als ob wir die Verwalter und Geber der spirituellen Güter – des Evangeliums Christ und der Sakramente der Kirche – wären. Man müsste das An-

gebot der Nachfrage anpassen. Wir sind manchmal streng gegenüber den armen Bittstellern, die nichts davon verstehen. Diese Haltung entspricht der Logik eines Händlers. Diesbezüglich müssen wir uns ändern. Diese Andern, die nicht die Fähigkeiten haben, ihre Bitten vorzulegen, sind keine Kunden, sondern Kinder Gottes, ja sogar Zeichen und Hinweise Gottes. Die Evangelisierung beginnt damit, dass wir einander aufmerksam begegnen. Dann kann alles ändern, wie Madeleine Delbrêl bemerkt: «Die Nächstenliebe wird zur Evangelisierung, und diese kann nur brüderlich sein (...). Wir kommen nicht als Gerechte zu Sündern, wie diplomierte Leute zu Ungebildeten. Wir kommen, um von einem gemeinsamen Vater zu sprechen, den einige kennen und andere nicht; als solche, die Vergebung erfahren haben und nicht als Unschuldige; wie Menschen, die das Glück haben, zum Glauben berufen zu sein und den Glauben auch immer wieder neu empfangen, wie ein Gut, das uns nicht gehört, aber in uns für die Welt ‹angelegt› ist.» (Nous autres, gens des rues. Paris, 1966, 271). Diese Praxis der Evangelisierung ist eine erstaunliche Schule der Brüderlichkeit. Wir lassen es zu, dass Gott über die andern in unserem Verstand und unserem Herzen offenen Zugang für seine Gegenwart findet. Das ist ein Phänomen, das uns übersteigt, wie wenn Jesus im Evangelium jene fremden Männer und Frauen (aus dem Heidentum) bewundert: den römischen Hauptmann, die Frau aus Samaria, denen er seine ganze Hingabe nicht verweigern konnte und wollte.

Die Erfahrung des Bösen und des Neuwerdens in Gott

Auch bei diesem Thema befürworte ich Realismus für den Glauben und die Evangelisierung. Der Gläubige ist einer, der «angestossen ist», der sich nicht nur am Geheimnis Gottes stösst, sondern auch am Geheimnis Gottes angesichts des sehr reellen, manchmal so bestürzenden Rätsels des Bösen. Vielleicht zeigt sich gerade darin das radikalste Merkmal für das Neue des Gottes der Christenheit. Gott ist für uns jemand, der sich dem Menschen zuwendet, um sich mit ihm zu verbinden. Aber dieser Bund ereignet sich im tiefsten und dunkelsten Bereich unserer Menschheit. Von diesem tiefen und dunklen Bereich macht jeder von uns seine Erfahrungen. Ein schreckliches Paradox des Bösen charakterisiert unsere heutige Welt: Das Böse wird entweder zur Schau gestellt oder verdrängt. In der Öffentlichkeit genügt ein Brand, ein Verbrechen, eine Gewalttat, und schon sind die Medien davon überflutet. Gleichzeitig verbirgt sich das Böse und vergräbt sich in der Erinnerung; doch oft ist es da, aber man schweigt darüber wie über ein geheimes Gift. Wir wissen darum, wir erfahren es in unserer Nähe, manchmal in uns selbst; auch bei Menschen in leidvollen Situationen, denen wir nahe sind durch unsern priesterlichen Dienst des Zuhörens und Tröstens. Aber ich frage mich, ob wir selber fest genug an das radikal Neue im Mysterium Christi glauben. Kreuz und Auferstehung sind nicht Zeichen von Misserfolg und Tod; nein, Misserfolg und Tod sind Zeichen eines neuen Anfangs. Denn das Räderwerk des Bösen ist zerbrochen durch eine Kraft, nicht von dieser Welt, die aber in dieser Welt wirkt (vgl. Lk 23,34.43).

Madeleine Delbrêl besteht unermüdlich auf diesem neuen Gesetz des ewigen Lebens: «Der Christ hat von Gott die Gesetze des ewigen Lebens kennen gelernt. Diese keimen, wachsen, entfalten sich von der Geburt bis zum Tod. Aber als Christ ist er verantwortlich für das Keimen, das Wachsen, das Fruchttragen dieses Lebens in der Menschheit. Er muss die Grundgesetze des Lebens allen Kreaturen verkünden. Er muss selber nach ihnen leben, auch für jene, die sie ablehnen. Dies tut er durch die freie Hingabe seines Lebens, selbst bis zum Tod. Diese Hingabe des Christen hat entscheidendes Gewicht für das ewige Leben der ganzen Menschheit.» (ebd., 267). Unsere Mission (Sendung) ist eine doppelte: Es geht um eine Begleitung von Menschen, die dem Tod begegnen; dabei aber auch um das Zeugnis für den Gott, der Leben ermöglicht und Leben neu schenkt; und auch darum, in der Kirche alles zu ermöglichen, was Hoffnung wachsen lässt: Alles, was aus dem Sterben neu zum Keimen kommt, alle die Menschen, Kinder, junge Leute, Erwachsene, für die die Öffnung auf Gott zum Anfang eines neuen Lebens wird. Ich habe gestaunt, was Josef Ratzinger den in Rom versammelten Katechisten im Jahr 2000 erklärte: Er erläuterte ihnen, dass das Senfkorn das beste Symbol für die neue Evangelisierung sei (Mk 4,31 f.) Er betont: «Träumen wir nicht davon, dass wir die grossen Massen, die sich von der Kirche entfernt haben, sofort wieder gewinnen können (...). In seiner Evolutionstheorie erklärt Teilhard de Chardin, ‹dass für die wissenschaftliche Forschung jeder Anfang einer neuen Species unsichtbar und unauffindbar ist (...), die Quellen sind verborgen (...). Am Anfang der grossen Tatsachen steht die Demut›.» Da sind wir nun angelangt: Gott hat Zukunft, wie EINER, der nicht aufhört, unter uns zu keimen, wie es das Ereignis in Bethlehem verkündet. Aber dieser Hinweis auf Weihnachten genügt nicht. Es gibt noch eine andere Geburt: jene, die durch das Kreuz geschieht. Das Kreuz ist auch das Zeichen von Taizé – wenn man am Freitagabend mit der Stirn das auf dem Boden liegende Kreuz berührt. Unser ganzes Sein, Leben und Tod, kann zu Gott gelangen. Unsere Zukunft kennen wir nicht. ER aber ist unsere Zukunft. Er hat sich dafür hingegeben (vgl. Joh 17,24). Das ist nicht einfach evident. Es ist ein Versprechen für die Zukunft. Wir leben aus diesem Versprechen und legen dafür Zeugnis ab.

Claude Dagens

SKZ 25/2012

EIN KONZIL MIT ZUKUNFT

BERICHT

Zum Gedenken an Thomas von Aquin lädt die Theologische Fakultät der Universität Luzern jedes Jahr zu einem öffentlichen Festvortrag mit einem Bezug zum Aquinaten ein. Die diesjährige Akademie stand zudem im Zeichen von zwei zusammengehörenden Jubiläen: 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil und 40 Jahre Synode 72. Dem Konzilsjubiläum war der Festvortrag gewidmet, dem Synodejubiläum eine Ringvorlesung. Mit Thomas kann das Konzil über ein grundlegendes Charakteristikum seiner Theologie in Verbindung gebracht werden, führte Dekanin Monika Jacobs in ihrer Begrüssung aus. Wie der Theologe Thomas im Rückgriff auf den Philosophen Aristoteles Vernunft und Glauben zusammenhielt, so hat das Konzil zur Welt eine positive Haltung eingenommen, sich der Empirie geöffnet und damit einen Dualismus ausgeschlossen. Weil Gefahr besteht, dass dieses Konzil vergessen gehen oder abgelehnt werden könnte, setzte die Fakultät über die Thomas-Akademie den programmatischen Titel: Ein Konzil, das Zukunft hat. Dazu äusserte sich im Festvortrag in Form eines Gesprächs mit den Professoren Edmund Arens und Wolfgang Müller der emeritierte Weihbischof von Wien und Augenzeuge des Konzils, Helmut Krätzl.

Vorher – nachher

Bischof Krätzl leistete während der ersten Session des Konzils als Stenograf Schreibdienste und konnte das Konzilsgeschehen so unmittelbar erleben. Beeindruckt hat ihn namentlich, wie kirchlich gemassregelte Theologen erschienen sind und Berater von Bischöfen wurden, und dass die Bischöfe von ihnen auch gelernt haben. Wer die Zeit vor dem Konzil, zum Beispiel auch die Theologie vor dem Konzil nicht selbst erlebt habe, könne die Bedeutung dieses Konzils kaum ermessen. Viele Jüngere hätten allerdings mehr vom Geist des Konzils aufgenommen, als ihnen bewusst sei. Das Konzil habe Neues gebracht, einen Sprung gemacht. Es habe ihn deshalb befremdet, dass die Kongregation für die Glaubenslehre in ihrer «Note mit pastoralen Hinweisen zum Jahr des Glaubens» einseitig die Kontinuität betont, indem sie Papst Benedikt XVI. zitiert, der die sogenannte «Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruchs» als irrig zurückgewiesen und die von ihm so bezeichnete «Hermeneutik der Reform» gefördert habe.

Der Mut der Bischöfe, den Vorgaben der Kurie auch zu widersprechen, habe sich schon zu Beginn gezeigt, als die Kardinäle Achille Liénard und Josef Frings sich dafür einsetzten, Wahlvorschläge für die Kommissionen durch die Bischofskonferenzen zusammenstellen zu lassen. Auf dem Konzil seien dann die beiden Lehrämter und die beiden Wächterämter, jene der Bischöfe und jene der Theologen, aufeinander bezogen gewesen. So konnte auch das traditionelle Kirchenschema von Sebastian Tromp SJ abgelehnt werden. Heute wünscht sich Bischof Krätzl eine gemeinsame *relecture* der Konzilstexte durch Bischöfe und Theologen und dass das Ergebnis aus den Ortskirchen in Rom zur Sprache gebracht würde. Denn als Mitglieder des Bischofskollegiums hätten die Bischöfe eine Weltverantwortung wahrzunehmen, dies sei eine Konsequenz aus der Intention von Päpsten und Konzilsvätern, den Eurozentrismus der Kirche aufzubrechen. Die Bischöfe Lateinamerikas seien mit ihrem Seitenwechsel von den Reichen zu den Armen dabei konsequent gewesen. Insgesamt sei die Dezentralisierung indes verpasst worden. Diese sei für die angestrebte Inkulturation aber notwendig, weil sie eine Nähe zu den einzelnen Kulturen voraussetze.

Ein Konzil in der Öffentlichkeit

Als erstes Konzil ist das Zweite Vatikanische ein öffentliches gewesen: Es hat sich dem Blick einerseits durch die ökumenischen Beobachter der nichtkatholischen Christenheit und anderseits über die Medien einer grossen Öffentlichkeit ausgesetzt. Bischof Krätzl strich die Bedeutung der persönlichen Beziehungen in der Ökumene heraus. So sei es den persönlichen Kontakten des Sekretärs des Einheitssekretariats, Jan Willebrands, zu verdanken gewesen, dass die russisch-orthodoxe Kirche nach anfänglichem Zögern überhaupt Beobachter ernannt habe. Auch der Wiener Kardinal Franz König habe durch persönliche Beziehungen beitragen können; mit der bereits 1964 errichteten Pro-oriente-Stiftung habe er eine Brücke zur Orthodoxie geschlagen, und ähnlich habe er inhaltlich zum Konzil beigetragen, etwa zur Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen «Nostra aetate» 4 (Die jüdische Religion) oder zur pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute «Gaudium et spes» 19 (der Anteil der Gläubigen an der Entstehung des Atheismus). Anderseits habe die mediale Öffentlichkeit Erwartungen geweckt und geschürt, die nicht zu erfüllen gewesen seien. Allerdings sei der nach dem Konzil eingetretene Vertrauensverlust in die Kirche auch von ihr selbst zu verantworten. Bischof Krätzl nannte als Etappen die Enzyklika «Humanae vitae» bezüglich der Empfängnisverhütung, die ungelöste Frage des pastoralen Umgangs mit wiederverheirateten Geschiedenen und den unsäglichen Missbrauchsskandal der letzten Jahre. Während zu «Humanae vitae», welche die Minderheitsposition der vorbereitenden Kommission übernommen hatte, dreissig Bischofskonferenzen ergänzende Bemerkungen veröffentlicht hatten, schwieg sich

Dr. Rolf Weibel war bis April 2004 Redaktionsleiter der «Schweizerischen Kirchenzeitung» und arbeitet als Fachjournalist nachberuflich weiter.

BERICHT

der Weltepiskopat zum nachsynodalen Schreiben «Familiaris consortio» aus, obwohl die darin ausgewertete Bischofssynode zur Frage der wiederverheirateten Geschiedenen eine eigene Kommission einsetzen wollte. Überhaupt habe die Einrichtung der Bischofssynode, die doch auch entscheiden könnte, keinen Fortschritt in der Behandlung anstehender Fragen gebracht. Denn die nachsynodalen Schreiben hätten eigentlich schon vor den jeweiligen Bischofssynoden geschrieben werden können. Mit zu bedenken sei, dass die Konzilszeit insgesamt eine Zeit des Aufbruchs gewesen sei. Der mit 1968 verbundene Wandel sei dann aber tief gegangen und weitreichend geworden. Angesichts des heutigen Kulturpessimismus müsste die Kirche ihre Aufgabe wahrnehmen und Mut zeigen. Sie müsste mit den Gegenkräften konkurrieren und so der Welt einen Dienst leisten, statt sich ins Sakrale zurückzuziehen. Damit kam die Piusbruderschaft in den Blick, mit der Rom erstaunlich milde umgehe. Wenn die Piusbrüder vom Zweiten Vatikanischen Konzil nur annehmen wollten, «was kein Bruch mit der Tradition ist», müssten die Texte mit einer entsprechend einseitigen Hermeneutik gelesen werden. Das gelte auch für die Liturgiefrage, denn der sogenannte ausserordentliche Ritus sei nicht bloss ein anderer Ritus, dahinter stehe vielmehr ein anderes Kirchenbild; der sogenannte tridentinische Ritus ist Klerikerliturgie, der ordentliche Ritus Gemeindeliturgie. In den Bischofskandidaturen erkennt Bischof Krätzl einen römischen hermeneutischen Schlüssel für das Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe in der Kirche «Christus Dominus». Aus eigener Erfahrung müsse er sagen, dass im Falle Wiens das Votum der Ortskirche nicht gehört worden sei. Als Diözesanadministrator habe er auf einen entsprechenden Brief an den Nuntius keine Antwort erhalten; ernannt wurde dann mit den bekannten Irrungen und Wirrungen Hans Hermann Groer.

«Im Sprung gehemmt»

Eine Verwirklichung von Vatikanum II ist für Bischof Krätzl die Einführung der Pfarrgemeinderäte nach der Wiener Diözesansynode. Auf dieser Synode ebnete er mit seinem Referat über die pastoralen Gremien den Weg für eine Verständigung zwischen jenen Synodalen, welche die Einführung zahlloser Gremien in der Kirche befürchteten, und den Anhängern einer Demokratisierung auf allen Ebenen. Damals habe es eine wunderbare Streitkultur gegeben. Auch die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland in Würzburg gehöre zu den nachkonziliaren Sternstunden. Für eine gemeinsame Synode Österreichs wäre das römische Einverständnis nicht zu erhalten gewesen, weshalb auf einen reinen Beratungsvorgang, den Österreichischen Synodalen Vorgang, ausgewichen wurde. Seither gab es keinen synodalen Vorgang mehr, und auch in den Gremien werde heute mehr berichtet als beraten. Im Rückblick vermisst Bischof Krätzl heute vor allem eine Streit- und Gesprächskultur. Fundamentalistische Bewegungen könnten sich im Internet anonym äussern und würden deshalb weder zur Rede gestellt noch zur Rechenschaft gezogen. Als Kirchenrechtler antwortete Bischof Krätzl auf die Frage, ob für die Verwirklichung des Konzils die Bedeutung des Kirchenrechts unterschätzt worden sei, mit einer Unterscheidung. Es sei einiges geschehen, aber nicht alle Anliegen des Konzils seien übernommen worden; anderseits werde nicht ausgenützt, was rechtens wäre. Besonders bedenklich sei indes das horizontale Schisma. Die Pastoral der wiederverheirateten Geschiedenen gehe in der Praxis Wege, die vom Kirchenrecht nicht gedeckt seien; auf der anderen Seite gebe es keine Anzeichen dafür, dass die Erfordernisse der pastoralen Praxis rechtspolitisch aufgenommen würden.

Zukunftskraft

Als Weltkirche habe die Kirche ihre Katholizität auch angesichts der Weltreligionen zu verwirklichen. Entsprechend der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen «Nostra aetate» sollten die Religionen gemeinsam Antwort geben auf die ungelösten Rätsel des menschlichen Daseins, auf welche die Menschen von ihnen Antwort erwarten. Die monotheistischen Religionen sollten vor allem Zeugnis für den einen Gott geben. In Österreich sucht die römisch-katholische Kirche ökumenische Verständigung nicht nur mit den protestantischen, sondern auch und vor allem mit den orthodoxen Kirchen; die Ökumene in Österreich ist deshalb multilateral. So ist das «ökumenische Sozialwort» von 14 Kirchen verantwortet, und mit ihm begannen die christlichen Kirchen einen gemeinsamen Weg in der gesellschaftspolitischen Verantwortung.

Auf seinen Kirchentraum angesprochen, antwortete Bischof Krätzl, dass einerseits vieles von dem, was das Konzil angedacht hat, weiterzuführen sei; das Potenzial des Konzils sei noch nicht ausgeschöpft. Zum andern dürfe man nicht nur träumen; man müsse aufstehen und etwas tun und so mithelfen, dass einige Träume in Erfüllung gehen können. Für die das Gespräch strukturierenden Theologieprofessoren legte Bischof Krätzl ein lebendiges Zeugnis für die Zukunftskraft des Konzils ab. Rückfragen aus dem Publikum waren leider nicht eingeplant. Vielleicht hätte der eine Zuhörer oder die andere Zuhörerin, welche die Ausführungen von Bischof Krätzl als zu einseitig empfanden, sich zu Wort gemeldet. Nicht erstaunlich ist indes, dass Bischof Krätzl mit seinem Einsatz für die konsequente Verwirklichung des Zweiten Vatikanischen Konzils wie für die ökumenische Verständigung in Österreich weit über den kirchlichen Bereich hinaus grosse Beachtung findet.

Rolf Weibel

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

Peterspfennig
Papst Benedikt XVI. nimmt die besondere Aufgabe wahr, den weltweiten Zusammenhalt aller katholischen Gläubigen zu sichern. Um seinen apostolischen Auftrag, zu dem auch die Diakonie gehört, erfüllen zu können, braucht er unser aller Unterstützung. Der Peterspfennig gibt dem Papst die Möglichkeit, Werke der Nächstenliebe zu unterstützen sowie eigene Aktivitäten des Heiligen Stuhls zu fördern. Die Weltlage und die grosse Bedrängnis der Ärmsten rufen nach starken Zeichen der Solidarität. Als Oberhirte der Gesamtkirche nimmt sich der Heilige Vater auch der materiellen Notlagen armer Diözesen, Ordensgemeinschaften und Einzelpersonen an. Dank der Erträge der Kollekte für den Peterspfennig kann er unter anderem den Christen Osteuropas, Afrikas, Lateinamerikas und des Fernen Ostens Hilfe bringen. Die Schweizer Bischöfe rufen alle Gläubigen des Landes auf, grosszügig ihren Beitrag zur Kollekte für den Peterspfennig beizutragen.

Freiburg i. Ü., 12. Juni 2012

Bischof *Norbert Brunner*, Präsident SBK

BISTUM BASEL

Priesterweihe
Der Bischof von Basel, Mgr. Dr. Felix Gmür, hat am Sonntag, 10. Juni 2012, in der Kirche St. Josef (Pfarrei St. Clara) in Basel folgenden Diakonen die Priesterweihe für das Bistum Basel erteilt:
Diakon *Adrian Bolzern*, von Kriens (LU), in Berikon (AG)
Diakon *Stefan Buchs*, von Jaun (FR), in Basel

Bischöfliche Kanzlei *Ruth Späni*, Sekretärin

Missio canonica
Diözesanbischof Dr. Felix Gmür erteilte die Missio canonica an:
Adrian Bolzern als Vikar in den Pfarreien St. Mauritius, Berikon (AG), St. Laurentius, Eggenwil-Widen (AG), und St. Michael, Oberwil-Lieli (AG), im Pastoralraum Am Mutschellen per 10. Juni 2012;
Stefan Buchs als Vikar in der Pfarrei St. Clara, Basel, im Pastoralraum Kleinbasel-Riehen/Bettingen per 10. Juni 2012.

BISTUM CHUR

Ernennungen
Bischof Dr. Vitus Huonder ernannte:
Bruno Rüttimann als Pfarrer der Pfarrei Hll. Petrus und Johannes Maria Vianney in Rümlang;
Alfred Suter als Pfarradministrator der Pfarrei Hl. Antonius von Padua in Egg (ZH);
P. *Cesare Ignacio Truqui Gaxiola* LC zum Kaplan/Missionar für die Gastarbeiterseelsorge der Missione Cattolica Engadina Alta in Samedan.

Missio canonica
Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder erteilte die Missio canonica an:
Petra Kreuzer als Religionspädagogin in der Pfarrei St. Niklaus in Hombrechtikon.

Chur, 14. Juni 2012 *Bischöfliche Kanzlei*

KLOSTER RICKENBACH
vereinfachen • vertiefen • versöhnen

Endlich ...
entschleunigen, aufatmen, Kraft schöpfen,
sich neu ausrichten ... individuell oder im Rahmen
einer begleiteten AUSZEIT ...

REDING
WERNER AG

restaurieren & lackieren

«Wenn eine Sache wert ist, getan zu werden,
ist sie es auch wert, ordentlich getan zu werden»
Gilbert Keith Chesterton, (1874 -1936)

Wir empfehlen uns für die fachmännische
Restaurierung & Pflege aller Holzwerke.

8840 Einsiedeln • Tel. 055 412 11 30 • reding-ag.ch

Autoren dieser Nummer
Mgr. DDr. *Claude Dagens*
Evêché, 226, rue de Bordeaux
FR-16021 Angoulême Cedex
eveque16@orange.fr
Dr. *Hanspeter Ernst*
Limmattalstrasse 73, 8049 Zürich
ernsthp@bluewin.ch
Dipl.-Ass. *Thomas Fries*
Institut für Liturgiewissenschaft
Av. de l'Europe 20, 1700 Freiburg
thomas.fries@unifr.ch
Dr. *Rolf Weibel*
Wächselacher 24, 6370 Stans
dr.rolf.weibel@bluewin.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift / Amtliches Organ

Redaktion
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA
Maihofstrasse 76, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr. Das vollständige Impressum erschien in der ersten SKZ-Ausgabe Nr. 24/2012, 443.

Kipa-Woche als SKZ-Beilage
Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch

Schweizer Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 412 23 81, Fax 055 412 88 14
LIENERT KERZEN

Helfen Sie mit
...Frauenprojekte in Afrika, Asien und Lateinamerika zu unterstützen.
Postkonto **60-21609-0**
SKF
Schweizerischer Katholischer Frauenbund SKF
Burgerstrasse 17, 6000 Luzern 7
Tel 041-226 02 25, www.frauenbund.ch
Gratisinserat

KleinFilm
Pfarrei-Werbefilme
ab Fr. 800.–
Filmdossiers
Filmprojekte
mit Jugendlichen
lic. theol. Christoph Klein
071 750 06 24
www.KleinFilm.jimdo.com

AZA 6002 LUZERN
8702 / 119
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln
SKZ 25 21. 6. 2012

Pfarreien Andermatt, Hospental, Realp

Wir sind drei aufeinander abgestimmte Pfarreien des Urserntales mit ca. 1700 Einwohnern und bieten eine Fülle spannender und interessanter Aufgaben. Unser Seelsorgeteam besteht zurzeit aus Pfarrer P. Marzell Camenzind und Pastoralassistentin Andrea-F. Meyer. Wir drei Kirchgemeinden suchen für Letztere per 1. Juli 2013 oder nach Vereinbarung eine/n

Pastoralassistentin/ Pastoralassistenten oder Diakon 60–80%

Ihr Aufgabengebiet umfasst:
- Gestaltung von Wortgottesdienstfeiern mit Kommunionspendung
- Einsatz bei der Kranken- und Seniorenbetreuung und bei Beerdigungen
- Mitwirkung bei Kindergottesdiensten und Firmvorbereitung
- Sensorium für die Gestaltung aktiven Pfarreilebens und Bereitschaft für administrative Mitarbeit
- konstruktive Mitarbeit mit allen für die Pfarrei Verantwortlichen (Priester/Kirchenrat/Sakristan) und mit den Gruppierungen, die das Pfarreileben mitgestalten (Lektoren/Frauengemeinschaft usw.)

Wir erwarten von Ihnen:
- eine abgeschlossene theologische Ausbildung
- Sozialkompetenz, Team- und Konfliktfähigkeit
- offene ökumenische Einstellung
- selbständiges, umsetzungsorientiertes, verlässliches und initiatives Arbeiten
- Aufgeschlossenheit und Kontaktfreudigkeit mit der Bergbevölkerung
- Freude an der Mitgestaltung des Pfarreilebens, d. h. Engagement für Jugend, Familie und Betagte
- Religionsunterricht an der Oberstufe
- Freude an volkskirchlichen Traditionen

Wir bieten Ihnen:
- eine vielseitige Tätigkeit in unseren drei Kirchgemeinden
- eine Zusammenarbeit mit motivierten Mitarbeitenden, Behörden und Freiwilligen
- ein angenehmes Arbeitsumfeld
- zeitgemässe Anstellungsbedingungen nach den Richtlinien der Röm.-kath. Landeskirche Uri
- gut eingerichteten Arbeitsplatz und Unterstützung bei der Suche nach einer Wohnung im Urserntal

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen:
- Pfarrer P. Marzell Camenzind, 6490 Andermatt
  Telefon 041 887 11 81
- Generalvikariat Urschweiz, Generalvikar
  Dr. Martin Kopp, 6440 Brunnen
  Telefon 041 660 36 82

Ihre Bewerbungsunterlagen senden Sie bis spätestens **15. Juli 2012** an: Herrn René Grisoni, Präsident Röm.-kath. Kirchgemeinde Andermatt, Gemsstockstrasse 12, 6490 Andermatt.